

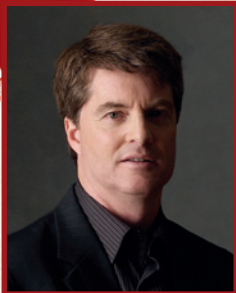
LESEPROBE

DACRE STOKER
IAN HOLT

DRACVLA

DIE
WIEDERKEHR

LYX
EGMONT



Dacre Stoker

Der Urgroßneffe von Bram Stoker, dem ursprünglichen Verfasser des Vampir-Romans *Dracula* (1897), trug sich bereits seit einiger Zeit mit dem Gedanken, eine Fortsetzung dieses Klassikers der Horrorliteratur zu schreiben. In dem Drehbuchautor und Stoker-Forscher Ian Holt fand er schließlich den idealen Co-Autor. Auf der Grundlage von Originalmaterial aus dem Nachlass Bram Stokers entstand *Dracula – Die Wiederkehr* als Fortführung der Geschichte, die im ursprünglichen Roman erzählt wird.

Der passionierte Sportler Dacre Stoker (u.a. Olympia-Teilnahme 1988 in Seoul als Trainer der kanadischen Herren-Nationalmannschaft im modernen Fünfkampf) lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Aiken, South Carolina. Er ist der Geschäftsführer der gemeinnützigen Umweltorganisation *Aiken Land Conservancy*. *Dracula – Die Wiederkehr* (engl. Originaltitel: *Dracula: The Un-Dead*) ist Dacres erster Roman.



Ian Holt

Als Absolvent der *Tisch School of the Arts* der New York University studierte Ian Holt Kreatives Schreiben und Darstellende Künste sowie Schauspielerei mit Schwerpunkt auf Charakterentwicklung und Drehbuchtheorie unter der bedeutenden Schauspiellehrerin Stella Adler.

Mit den *Dracula*-Forschern Prof. Radu Florescu (ein Nachfahre des historischen Vlad Dracul) und Prof. Raymond McNally ging Holt auf Vortragsreise durch die USA und war an zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln über *Dracula* beteiligt. 1995 nahm er am First World *Dracula* Congress in Rumänien teil, wo er historische Originalschauplätze aus dem Leben Vlad Draculs besuchte. 1997 wurde er von der renommierten Stoker- und *Dracula*-Forscherin Prof. Elizabeth Miller zum 100. Jubiläum der Veröffentlichung von Bram Stokers *Dracula* als Redner eingeladen. Holt ist außerdem als Drehbuchautor tätig.

ERSTES KAPITEL

Meere von Liebe, Lucy.

Diese Inschrift war das Einzige, worauf sich Dr. Jack Seward konzentrieren konnte, während die Finsternis ihn allmählich einholte. Finsternis bedeutete Frieden – kein grelles Licht würde mehr auf das fallen, was von seinem Leben übrig geblieben war. Jahrelang hatte er mit ganzer Kraft versucht, die Finsternis im Zaum zu halten. Jetzt gab er sich ihr kampfflos hin.

Nur nachts gelang es Seward, seinen Frieden mit der Erinnerung an Lucy zu machen. In seinen Träumen spürte er noch immer, wie sie ihn in die Arme schloss. Einen flüchtigen Augenblick lang konnte er nach London zurückkehren, in glücklichere Zeiten, als er noch einen Sinn gesehen hatte in seiner Arbeit, als er noch zufrieden gewesen war mit seinem Platz in der Welt. Das war das Leben gewesen, das er mit Lucy hatte teilen wollen.

Die Karren von Milchlieferanten, Fischverkäufern und anderen Händlern klapperten über die Pflasterstraßen des frühmorgendlichen Paris und schreckten Seward aus seinen Träumen. Die raue Wirklichkeit holte ihn ein. Mühsam öffnete er die Augen. Sie brannten schlimmer als frisches Jod in einer offenen Wunde. Während die rissige Decke des herunter-

gekommenen Zimmers, das er in Paris angemietet hatte, allmählich Gestalt annahm, sann er darüber nach, wie sehr sich sein Leben doch verändert hatte. Es stimmte ihn traurig, wenn er sah, wie kraftlos seine Muskeln geworden waren. Sein Bizeps war schlaff – er glich einem dieser neumodischen, von Hand genähten Teebeutel aus Musselin, nachdem sie aus der Kanne genommen worden waren. Die Venen an seinem Arm sahen aus wie Flüsse auf einer zerfledderten Landkarte. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst.

Seward betete inständig, der Tod möge ihn rasch ereilen. Seinen Leichnam hatte er der Wissenschaft vermacht, damit er in einem Lehrsaal seiner Universität seziiert werde. Der Gedanke, dass er künftigen Ärzten und Wissenschaftlern von Nutzen sein könnte, tröstete ihn.

Nach einiger Zeit wurde er sich wieder der Uhr bewusst, die er noch immer in der linken Hand hielt. Er drehte sie um. Halb sieben! Für einen Moment wurde er von Panik erfasst. *Himmel Herrgott*. Er hatte verschlafen. Seward rappelte sich auf und blieb auf unsicheren Beinen stehen. Eine leere Glasspritze rollte vom Tisch und zersprang auf dem schmutzigen Holzboden in tausend Stücke. Eine kleine braune Rauchglasflasche mit Morphin drohte das gleiche Schicksal zu ereilen, doch er fing die kostbare Flüssigkeit im letzten Moment auf. Dann öffnete er mit geübtem Griff den Lederriemen, der seinen linken Bizeps einschnürte, worauf sich sein Blutkreislauf langsam wieder normalisierte. Er rollte den Ärmel seines ausgefransten Frackhemdes hinunter und befestigte den silbernen Manschetten-

knopf mit seinem Monogramm daran. Schließlich knöpfte er seine Weste zu und schlüpfte in sein Jackett. Wallingham & Söhne waren die besten Schneider in ganz London. Wäre sein Anzug von irgendjemand anderem gemacht worden, hätte er sich längst in Wohlgefallen aufgelöst. *Eitelkeit vergeht nur langsam*, dachte Seward bei sich und lächelte humorlos.

Wenn er den Zug noch erreichen wollte, musste er sich beeilen. Wo war nur die Adresse? Er hatte sie an einen sicheren Ort getan. Jetzt, da er sie benötigte, konnte er sich jedoch nicht mehr daran erinnern, wohin genau. Er drehte seine mit Stroh gefüllte Matratze um, suchte die Unterseite des wackeligen Tisches ab und spähte unter die Gemüsekisten, die ihm als Stühle dienten. Er kramte in Stapeln von Ausschnitten aus alten Zeitungen. Die Schlagzeilen verrieten, womit sich Seward derzeit beschäftigte: mit grauenvollen Geschichten über „Jack the Ripper“. Autopsiefotografien der fünf Opfer, die bisher gefunden worden waren. Verstümmelte Frauen, die Beine gespreizt, als wollten sie ihren geistesgestörten Mörder empfangen. Der Ripper wurde als „Frauenschlächter“ bezeichnet – aber ein Schlächter ist nicht so grausam zu den Tieren, die er tötet. Seward hatte die Autopsieberichte so oft gelesen, dass er sie inzwischen auswendig kannte. Lose Seiten mit seinen Theorien und hastig auf Papierschnipsel niedergeschriebene Einfälle, Kartonstreifen und aufgeklappte Streichholzbriefchen lagen überall herum wie vom Wind herbeigewehte Blätter.

Schweiß lief ihm über die Brauen und brannte ihm in den blutunterlaufenen Augen. *Verdammt, wo hatte er sie nur versteckt?*

Sein heimlicher Wohltäter war ein gewaltiges Risiko eingegangen, um an diese Information zu gelangen. Seward konnte den Gedanken nicht ertragen, den einzigen Menschen zu enttäuschen, der noch an ihn glaubte. Alle anderen – die Harkers, die Holmwoods –, alle anderen glaubten, dass er den Verstand verloren hatte. Wenn sie ihn hier in diesem Zimmer sähen, würden sie sich in ihrem Urteil nur bestätigt fühlen. Verzweifelt suchte er die Wände ab, von denen der Putz bröckelte. Hier und dort hatte er sich im Morphinumrausch verewigt, seine verrückten Einfälle mit Tinte, Kohle oder Wein auf die verblässende Tapete gekritzelt, manchmal sogar mit seinem eigenen Blut. Kein Wahnsinniger würde sich der Welt so rückhaltlos offenbaren. Seward war davon überzeugt, dass diese Worte eines Tages beweisen würden, dass er geistig völlig gesund war.

Zwischen alledem prangte eine Seite, die aus einem Buch gerissen und mit einem langen Jagdmesser an die Wand genagelt worden war. An der Klinge klebte vor langer Zeit getrocknetes Blut. Auf der Seite war eine elegante Schönheit mit rabenschwarzem Haar zu sehen. Unter dem Bild stand: „Gräfin Erzsébet Báthory, ungefähr 1582.“

Natürlich, da habe ich sie versteckt. Er musste über sich selbst lachen. Rasch zog er das Messer aus der Wand und drehte die Seite um. Sein Blick fiel auf die Adresse einer Villa in Marseille, in seiner eigenen, kaum leserlichen Handschrift niedergeschrieben. Seward nahm Kreuz, Holzpflock und Knoblauchgebilde herunter, die neben dem Bild der Báthory gehangen hatten, und hob ein silbernes Messer vom Boden auf. All diese Dinge

ließ er unter dem doppelten Boden seiner Arzttasche verschwinden, bevor er die Medikamente und chirurgischen Bestecke einpackte.

Der Zug verließ den Gare de Lyon auf die Minute pünktlich. Seward bezahlte gerade seinen Fahrschein, als er sah, wie sich der tuckernde Gigant in Bewegung setzte. So schnell er konnte, rannte er über den Bahnsteig, der noch Spuren des fatalen Hochwassers aufwies. Bevor der Zug endgültig Fahrt aufnahm, gelang es Seward, den letzten Salonwagen einzuholen und sich hinaufzuziehen. Auch wenn sein Herz raste, verspürte er einen gewissen Stolz – einen solchen Sprung hatte er seit seiner Jugend nicht mehr gewagt. Damals waren der Texaner Quincey P. Morris und sein alter Freund Arthur Holmwood bei ihm gewesen. *Die Jugend ist auf die Jungen verschwendet*, dachte er bei sich und lächelte wehmütig. Wie unschuldig sie damals gewesen waren ... und wie unwissend.

Während die Lokomotive Richtung Süden rumpelte, suchte sich der Arzt einen Platz in dem vornehmen Speisewagen. Wenn der Zug doch nur schneller fahren würde! Seward warf einen Blick auf seine Taschenuhr; erst fünf Minuten waren verstrichen. Nur zu gerne hätte er sich die Zeit damit vertrieben, etwas in sein Tagebuch zu schreiben, aber einen solchen Luxus konnte er sich nicht mehr leisten. Zehn Stunden noch, bis sie in Marseille eintreffen würden! Dort würde er endlich die Beweise erhalten, um seine Theorien zu untermauern und denjenigen, die ihm aus dem Weg gingen, zu zeigen, dass er nicht ver-

rückt war; dass er schon die ganze Zeit auf der richtigen Spur gewesen war.

Die nächsten zehn Stunden würden die längsten seines Lebens sein.

„*Billets, s'il vous plaît!*“

Seward starrte den Schaffner, der ihn sichtlich ungeduldig musterte, mit großen Augen an.

„Verzeihen Sie“, sagte er schließlich. Er reichte dem Schaffner seinen Fahrschein und rückte seinen Schal zurecht, um die ausgefranste Brusttasche seines Jacketts zu verdecken.

„Sie sind Brite?“, fragte der Schaffner mit starkem französischem Akzent.

„Ja, das bin ich.“

„Arzt?“ Mit einer Kopfbewegung wies der Schaffner auf die Tasche, die zwischen Swards Beinen stand.

„Ja.“

Seward konnte geradezu spüren, wie es hinter den grauen Augen des Schaffners arbeitete – dieser Kerl in dem faden-scheinigen, schlecht sitzenden Anzug und den abgetragenen Schuhen sollte ein Arzt sein? „Wollen Sie mir bitte Ihre Tasche zeigen?“

Er reichte sie ihm wortlos – was blieb ihm auch anderes übrig? Der Schaffner nahm die Fläschchen eines nach dem anderen heraus, las die Etiketten und ließ sie mit einem Klirren wieder zurückgleiten. Seward wusste, wonach der Schaffner suchte, und hoffte inständig, er würde nicht allzu gründlich kramen.

„Morphium“, sagte der Schaffner so laut, dass die anderen

Fahrgäste neugierig zu ihnen herüberschauten. Er hielt ein braunes Fläschchen in die Höhe.

„Das verschreibe ich hin und wieder als Beruhigungsmittel.“

„Kann ich bitte Ihre Zulassung sehen?“

Seward suchte seine Taschen ab. Letzten Monat war auf der internationalen Opiumkonferenz ein Abkommen unterzeichnet worden, das es jedem, der nicht über eine ärztliche Approbation verfügte, untersagte, Morphinum zu importieren, zu verkaufen, anderweitig auszugeben oder zu exportieren. Er brauchte so lange, die Zulassung zu finden, dass der Schaffner schon Anstalten machte, die Leine für den Nothalt zu ziehen. Stirnrunzelnd begutachtete der Mann die Papiere; dann wandte er seinen stahlgrauen Blick den Reisedokumenten zu. Die Vereinigten Königreiche waren das erste Land, das Passbilder eingeführt hatte. Seit das Bild aufgenommen worden war, hatte Seward stark an Gewicht verloren. Seine Haare waren viel grauer geworden, und er wusste nicht mehr, wann er sich zum letzten Mal den Bart hatte stutzen lassen. Der Mann im Zug war nur noch ein Schatten des Mannes auf der Fotografie.

„Was ist der Grund Ihrer Reise nach Marseille, Herr Doktor?“

„Ich behandle dort einen Patienten.“

„Was fehlt dem Patienten?“

„Er leidet unter einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung.“

„*Qu'est-ce que c'est?*“

„Das ist eine psychologische Labilität, die den Patienten veranlasst, seine Umgebung mit selbstsüchtigem, autoerotischem, asozialem und parasitärem Verhalten ...“

„*Merci.*“ Seward verstummte, als der Schaffner ihm mit einer steifen Handbewegung seine Papiere und den Fahrschein zurückgab und sich dem Mann am Nachbartisch zuwandte. „*Billets, s'il vous plaît.*“

Jack Seward seufzte leise. Er steckte seine Papiere in sein Jackett zurück und warf einen nervösen Blick auf seine Taschenuhr; allmählich wurde ihm das zu einer schlechten Gewohnheit. Er hatte den Eindruck gehabt, die Auseinandersetzung habe Stunden gedauert, aber es waren nur fünf Minuten verstrichen. Er zog das mit einer Bordüre gesäumte Rollo herunter, um seine Augen vor dem Tageslicht zu schützen, und ließ sich in die tiefen burgunderroten Polster sinken.

Meere von Liebe, Lucy.

Er drückte sich die geliebte Taschenuhr an die Brust, schloss die Augen und gab sich seinen Träumen hin.

Und reiste ein Vierteljahrhundert in der Zeit zurück. Seward hielt dieselbe Taschenuhr ans Licht, um die Inschrift zu lesen, die darin eingraviert war. *Meere von Liebe, Lucy.*

Da war sie. Das blühende Leben. „Sie gefällt dir nicht“, schmollte sie.

Er konnte seinen Blick nicht von ihren grünen Augen abwenden – ihre Farbe glich der einer Wiese im sanften Sommerlicht. Lucy hatte die merkwürdige Angewohnheit, den Mund ihres Gesprächspartners zu betrachten, als versuche sie, das nächste Wort zu schmecken, bevor es ihm über die Lippen kam. Sie war von einer solchen Lebenslust erfüllt! Ihr Lächeln konnte das

kälteste Herz erwärmen. Während sie an jenem Frühlingstag auf der Gartenbank saßen, staunte Seward darüber, wie herrlich die losen Strähnen ihres roten Haares, die in der leichten Brise tanzten, im Schein der Sonne leuchteten – sie umgaben ihr Gesicht wie ein Heiligenschein. Der Duft frischen Flieders mischte sich mit der salzigen Meeresluft, die vom Hafen Whitbys herüberwehte. Wann immer er im Laufe der Jahre, die seither verstrichen waren, Flieder gerochen hatte, war ihm stets dieser wunderschöne, schmerzliche Tag vor Augen gestanden.

„Da hier ›Liebster Freund‹ und nicht ›Liebster Verlobter‹ eingraviert steht“, sagte Seward und räusperte sich, bevor ihm die Stimme versagen konnte, „kann ich daraus nur folgern, dass du beschlossen hast, meinen Heiratsantrag abzulehnen.“

Lucy wandte den Blick ab, Tränen in den Augen. Die Stille sprach Bände.

„Ich hielt es für das Beste, dass du es von mir selbst erfährst“, seufzte sie schließlich. „Ich habe Arthur mein Jawort gegeben.“

Jack Seward war mit Arthur befreundet, seit sie kurze Hosen getragen hatten. Seward liebte ihn wie einen Bruder, hatte ihn allerdings schon immer darum beneidet, wie leicht ihm alles fiel. Er war gut aussehend und reich, und er hatte in seinem ganzen Leben weder Sorgen noch Mühen gekannt. Von einem gebrochenen Herzen ganz zu schweigen.

„Aha.“ Seward brachte kaum noch einen Ton heraus.

„Ich liebe dich wirklich“, flüsterte Lucy. „Aber ...“

„Aber nicht so sehr, wie du Arthur liebst.“ Mit dem reichen Arthur Holmwood konnte er es natürlich nicht aufnehmen, und

er war auch nicht so schneidig wie Lucys anderer Verehrer, der Texaner Quincey P. Morris.

„Verzeih mir“, sagte er mit sanfter Stimme. Plötzlich befürchtete er, er könnte ihr wehgetan haben. „Ich hätte mich nicht so weit vorwagen dürfen.“

Lucy tätschelte seine Hand, als wäre er ein Haustier. „Ich werde immer für dich da sein.“

Wieder in die Gegenwart zurückgekehrt, warf er unruhig den Kopf hin und her, ohne jedoch ganz wach zu werden. Wenn er Lucy doch noch einmal in die wunderschönen Augen schauen könnte ... Zum letzten Mal hatte er sie in jener entsetzlichen Nacht im Mausoleum gesehen, und damals hatte in ihrem Blick nichts als Schmerz und Seelenqual gelegen. Die Erinnerung an die Schreie, die sie ausgestoßen hatte, als sie gestorben war, hatte sich für immer in Swards Gedächtnis eingebrannt.

Nachdem er aus dem Zug gestiegen war, irrte Seward im strömenden Regen durch das Labyrinth der weißen Häuser von Marseille und verwünschte sich dafür, dass es ihn ausgerechnet im März an die französische Riviera verschlagen hatte – dem einzigen Monat, in dem es hier regnete.

Er schlurfte weiter landeinwärts und warf nur einen flüchtigen Blick auf die Festung St. Jean, die wie ein steinerner Drache über den indigoblauen Hafen wachte. Dann wandte er sich der provenzalischen Stadt zu, die um ein 2600 Jahre altes Dorf herum errichtet worden war. Fundstücke aus der griechischen und römischen Gründerzeit fanden sich überall in den

nach dem Vorbild von Paris eingeteilten mittelalterlichen *arrondissements*. Seward bedauerte es zutiefst, dass er mit so finsternen Absichten in diese malerische Oase gekommen war. Auch wenn es nicht das erste Mal war, dass das Böse hier seine Spuren hinterlassen hatte: Im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts hatte die Küstenstadt unter Pest und Piraten gelitten.

Seward blieb stehen. Direkt vor ihm erhob sich eine für diese Gegend typische zweistöckige Mittelmeervilla mit großen Holzfensterläden und schmiedeeisernen Gitterstäben an den Fenstern. Der Wintermond, der zwischen den Regenwolken hindurchspähte, tauchte die traditionellen weißen Mauern in ein gespenstisches Licht. Das Dach war mit Terrakottaziegeln aus rotem Ton gedeckt, was Seward an die alten spanischen Häuser erinnerte, die er gesehen hatte, als er vor vielen Jahren Quincey P. Morris in Texas besucht hatte. Für eine vornehme Villa an der französischen Riviera wirkte dieses Gebäude ungewöhnlich abweisend, wenn nicht sogar bedrohlich. Nirgendwo war auch nur die geringste Spur von Leben zu sehen. Bei dem Gedanken, er könnte zu spät gekommen sein, spürte Seward Verzweiflung in sich aufsteigen. Erneut sah er nach der Adresse.

Er war am richtigen Ort.

Plötzlich hörte er das Donnern einer Pferdekutsche, die über die nassen Pflastersteine näher kam. Er suchte in einem Weingarten auf der anderen Straßenseite Deckung. An den tropfenden Zweigen, die Spinnennetzen glichen, hingen keine Trauben. Eine schwarze Kutsche mit goldenen Zierleisten kam, gezogen von zwei schwarz schimmernden Stuten, den Hügel

heraufgesegelt. Die Tiere hielten vor dem Haus an, ohne dass Seward einen Befehl gehört hätte. Er blickte auf, und zu seiner Überraschung konnte er keinen Kutscher entdecken. *Wie war das möglich?*

Eine kräftige Gestalt stieg aus der Kutsche. Die Stuten schnappten nach einander und stießen ein schrilles Wiehern aus. Dann trabten sie los, und wieder konnte Seward zu seinem Erstaunen keinen Kutscher sehen, der sie lenkte. Die Gestalt hielt mit der einen schwarz behandschuhten Hand einen Spazierstock in die Höhe und griff mit der anderen in die Tasche – wahrscheinlich, um einen Schlüssel hervorzuholen. Dann hielt sie unvermittelt inne, als lausche sie auf etwas.

„Verflucht“, murmelte Seward bei sich.

Die Gestalt an der Tür hob den Kopf, fast als hätte sie Swards Stimme durch den Regen gehört, und drehte sich langsam zu dem Weingarten um. Seward spürte, wie Adrenalin und Angst in Wellen über ihn hinwegbrandeten, doch es gelang ihm, den Atem anzuhalten. Die behandschuhte Hand hob sich und griff nach der Krempe des Samtzyinders. Zum Vorschein kam schwarzes Haar, das der Gestalt anmutig über die Schultern fiel. Seward musste ein Keuchen unterdrücken.

Sein Verstand überschlug sich. Sein Wohltäter hatte sich nicht geirrt.

Gräfin Erzsébet Báthory stand im Eingang der Villa, und sie sah ganz genauso aus wie auf dem Porträt, das vor über dreihundert Jahren gemalt worden war.

ZWEITES KAPITEL

Blitze tanzten über den Himmel, Regentropfen funkelten wie Perlen auf schwarzem Samt. Seward war sich nur allzu bewusst, dass er hätte fliehen sollen, aber er konnte nicht anders: Wie gebannt starrte er die exotische – und gefährliche – Schönheit an. Die helle Haut der Báthory bildete einen deutlichen Kontrast zu ihrem pechschwarzen Haar, und sie bewegte sich mit der geräuschlosen Anmut eines Raubtiers. Ihre blauen Augen, die Eiskristallen glichen, suchten die Straßen nach irgendetwas Verdächtigem ab, während ein weiterer Blitz ihre Umgebung erhellte. Als sie sich endgültig dem Weingarten zuwandte, warf Seward sich ohne Zögern in den Schlamm.

Dort blieb er liegen, den Atem noch immer angehalten, und versuchte, sich nicht zu bewegen und dem Krampf in seinen Beinen keine Beachtung zu schenken. Wenn er doch nur einen Blick über die Straße hätte werfen können! Aber das grelle Licht auf seinem blassen Gesicht hätte ihn verraten, und so schmiegte er sich an die Erde, die Nase nur Zentimeter vom Boden entfernt. Nach einer Zeitspanne, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, wagte er es endlich aufzublicken. Fast rechnete er damit, dass die Gräfin neben ihm lauerte

wie eine Kobra, die gleich vorschnellen würde. Aber sie war nirgendwo zu sehen.

Seward rang die Angst nieder, die in ihm aufsteigen wollte, und befreite sich mit einem widerwärtigen Schmatzen aus dem Schlamm. *Zu laut.* Seine Augen zuckten hin und her. Er musste sich beeilen, aber erst musste er warten, bis er seine Beine wieder spürte. Er fühlte sich wie ein nasser Leinensack – seine feuchten Kleider, die ihm sämtlich zu groß waren, hingen ihm schwer am Leib.

Der Wind heulte durch die Reben, und Seward fuhr erschrocken herum. Noch immer war niemand zu sehen. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und ging einen entschlossenen Schritt auf das weiße Gebäude zu – und spürte, wie sein bloßer Fuß im Morast versank. Er drehte sich um und fluchte lautlos, als er einen seiner Schuhe im Schlamm stecken sah. Fast hätte er das Gleichgewicht verloren, als er das Bein ausstreckte, um wieder hineinzuschlüpfen. Dann setzte er seinen Weg fort, überquerte die Straße und stolperte gegen eine Palme. Seward war überzeugt, dass er einen furchtbaren Lärm veranstaltete, und hoffte, dass der Regen alles übertönte. Endlich erreichte er den Baum, der direkt neben der Villa stand. Als Schuljunge war er recht gut darin gewesen, auf Bäume zu klettern; fünf Jahrzehnte später würde ihm das allerdings nicht mehr so leichtfallen. Doch was blieb ihm anderes übrig? Er holte tief Luft und zog sich auf den untersten Ast hinauf.

Von dem Baum aus konnte er auf das Dach der Veranda hinübersteigen. Die Tonschindeln waren ganz glitschig vom

Regen. Seward streckte die Hand aus und hielt sich an einer schmiedeeisernen Verstrebung fest, die rein dekorativen Charakter zu haben schien. Er schaute sich um, wobei er entsetzliche Angst hatte, dass die Gräfin irgendwo in den Schatten lauerte und vor Lachen kaum an sich halten konnte, während er sich zum Narren machte. Dann entdeckte er ein Vordach über einem Fenster im zweiten Stock und suchte dort Deckung, bis er wieder zu Atem gekommen war. Er lauschte, hörte jedoch nichts außer dem Pladdern des Regens und, fast im Gleichschlag, dem Pochen seines Herzens.

Als er durch das Fenster hineinschaute, fiel sein Blick auf einen großen Raum, der einmal ein Ballsaal gewesen sein musste. Jetzt lag er so leblos da, dass Seward ein Schauer über den Rücken lief. Er hatte den Eindruck, als blicke er mitten in der Nacht in ein Museum. Oder, noch schlimmer ... in eine Gruft.

Er wurde von zwei leuchtend weißen Gestalten aus seinen Gedanken gerissen, die wie schwerelos über den Boden des Ballsaals hinwegglitten. Fast schienen sie zu schweben, und das, obwohl sie etwas trugen, das wie eine Kiste oder eine Truhe aussah. Um nicht allzu lange an einem Ort zu bleiben, packte er die Verstrebung und schwang sich von einem Balkon zum nächsten, bis er sich zu einem anderen Fenster weitergehängt hatte.

In diesem Stockwerk verströmten ein paar Kerzen und die glimmende Asche in einem offenen Kamin das einzige Licht. Doch das genügte Seward, der nun erkennen konnte, dass es sich bei den beiden geisterhaften Gestalten in Wirklichkeit um zwei wunderschöne junge Frauen handelte, die lange weiße

Abendkleider trugen. Wo war die Báthory? Seward konnte noch immer nicht das entsetzliche Gefühl abschütteln, dass sie direkt hinter ihm stand.

Als er hörte, wie die beiden Glastüren des Saals aufgestoßen wurden, schien ihm das Herz in der Brust zerspringen zu wollen. Gräfin Báthory kam in den Ballsaal gerauscht. Erleichtert duckte sich Seward in den Schatten des Vordachs.

Die Báthory öffnete die Spange, die ihren Mantel am Hals zusammenhielt, und warf ihn achtlos beiseite. Darunter kam ihre stattliche Figur zum Vorschein. Sie trug ein schwarzes Jackett, ein weißes Hemd mit Kläppchenkragen und eine passende schwarze Krawatte. Der Schneider hatte meisterliche Arbeit geleistet – der strenge Schnitt betonte ihre weiblichen Formen noch, strahlte jedoch auch männliche Strenge aus.

Sie schritt auf die anderen beiden Frauen zu. „Meine Süßen“, rief sie ihnen entgegen, und unter dem trägen Tonfall ihrer Stimme spürte Seward noch etwas weit Unheimlicheres. Er erschauerte, als die Gräfin die beiden „Frauen in Weiß“ leidenschaftlich auf die Lippen küsste.

„Was für ein Spielzeug habt ihr mir mitgebracht?“

Mit bloßen Händen zerbrach die blonde Frau das Vorhängeschloss an der Truhe – eine bestürzend beiläufige Geste für ein so zartes Geschöpf. Sie öffnete feierlich den Deckel, in etwa wie ein Kellner, der stolz den Hauptgang darbietet. In der Truhe lag eine Frau, gefesselt und geknebelt und ganz offensichtlich von panischer Angst erfüllt.

Die Báthory bückte sich, griff in ihren Stiefel und zog eine

geschwungene Stahlklinge hervor. Seward erkannte das Messer sofort: Es war ein chirurgisches Amputationsskalpell.

Als die junge Frau die Klinge sah, riss sie die Augen weit auf. Mit einer Bewegung, die so schnell war, dass Seward ihr nicht folgen konnte, ließ die Báthory das Skalpell herabsausen. Der Knebel und der Strick, mit dem die Hände des Mädchens gefesselt gewesen waren, fielen auf den Boden der Truhe. Die Báthory legt der jungen Frau die Klinge an die Kehle. Seward packte den Griff seines silbernen Wurfmessers.

Doch kein Blut floss – die Báthory benutzte die Klinge lediglich dazu, um das Mädchen zu veranlassen, aus der Truhe zu steigen. Seward entspannte sich ein wenig. Das Mädchen fasste sich ängstlich an Lippen und Handgelenke, aber sie schien nicht den geringsten Kratzer davongetragen zu haben.

Seward schaute gebannt zu, wie die Gräfin um die junge Frau herumging und sie eingehend musterte. Das Mädchen trug ein seegrünes französisches Wollkleid, das seinen Körper sittsam vom Hals bis zu den Fußknöcheln bedeckte. Seward wurde rasend vor Wut bei dem Gedanken, was die Báthory wohl sah: ein hübsches Geschenk, das es auszupacken galt.

Das Mädchen stand völlig regungslos da. Erneut schnitt das Skalpell durch die Luft. Kleid und Unterkleid fielen herab wie Puzzleteile, doch die zarte Haut der jungen Frau blieb unversehrt. Verzweifelt versuchte sie, nach den Stoffetzen zu greifen – vergebens.

Die Báthory blinzelte nicht einmal, während sie sich an dem Anblick der nackten jungen Frau weidete. Das Mädchen zitterte

vor Angst und versuchte, seine Blöße zu bedecken. Die Frauen in Weiß lachten.

Seward glitt zum nächsten Fenster hinüber, um besser sehen zu können. Dort angelangt bemerkte er, wie die Augen der Báthory schmal wurden. Flackernder Kerzenschein spiegelte sich in dem schmalen Goldkruzifix, das die junge Frau um den Hals trug. Das Skalpell der Báthory zuckte so schnell herab, dass Seward fast nicht glauben konnte, dass es sich überhaupt bewegt hatte. Doch das kleine Kreuz landete mit einem hellen Klirren auf dem Marmorboden, gefolgt von der aufgetrennten Kette, an der es befestigt gewesen war. Die junge Frau stieß ein erschrockenes Keuchen aus – ein winziger Blutstropfen funkelte wie ein Edelstein an ihrer Kehle. Die Frauen in Weiß fielen wie wilde Hunde über sie her.

„Maria, Mutter Gottes, beschütze sie“, betete Seward leise. Voller Entsetzen sah er mit an, wie die Frauen in Weiß das nackte Mädchen auf die Beine zerrten, ihr die Fußgelenke fesselten und sie kopfüber an einem Flaschenzug aufhängten, der an der Decke des Ballsaals befestigt war. Die dunkelhaarige Dämonin reichte der Báthory eine neunschwänzige Katze aus schwarzem Leder mit gebogenen Metallhaken an jeder Spitze. Die roten Lippen der Gräfin wölbten sich zu einem humorlosen Lächeln; ihr jenseitiger Blick ruhte noch immer auf dem Blutstropfen am Hals des Opfers. Eine rasche, fast beiläufige Handbewegung, und die Peitsche grub sich ihrem Opfer in die Brust.

Seward wandte sich von dem Anblick ab, doch die Schreie des Mädchens wurden immer lauter. Er hielt das Kreuz, das

er um den Hals trug, fest umklammert, aber es spendete ihm keinen Trost. Wäre er seinem Instinkt gefolgt, hätte er sich ohne zu zögern durch das Fenster gestürzt, um das arme Mädchen zu retten. Aber das wäre eine über die Maßen törichte Vorgehensweise. Ein einziger alter Mann wäre diesen drei Dämoninnen nicht gewachsen. Sie würden ihn in Stücke reißen.

„Ganz gleich, was Sie sehen oder empfinden, nichts darf Sie von Ihrer Pflicht ablenken.“ So hatte die letzte Botschaft gelaftet, die er von seinem Wohltäter erhalten hatte. Schließlich brachte Seward den Mut auf, einen weiteren Blick durch das Fenster zu werfen.

Die Báthory führte die Peitsche mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Das junge Opfer schaukelte bei jedem Schlag wie ein Pendel hin und her. Das Blut floss jetzt in Strömen, und die Frauen in Weiß lagen auf dem Boden, die Münder weit geöffnet, um sich nur ja keinen der kostbaren Tropfen entgehen zu lassen, die wie ein teuflischer Regen auf sie herabfielen.

Seward wusste nur zu gut, dass das, was er sah, völlig verrückt war. Sobald die Sonne aufging, würden diese drei Kreaturen in ihren Särgen liegen, und wenn sie schliefen, waren sie wehrlos. Dann hätte er Gelegenheit, die Welt von diesem Abschaum zu befreien. Er würde ihnen seine silberne Klinge ins Herz rammen, ihnen den Kopf abschneiden, ihnen Knoblauch in den Mund stopfen und die Überreste verbrennen.

Und doch peinigte ihn sein Gewissen, weil er untätig zuschaute, wie ein unschuldiges Mädchen gequält wurde. Seine Hand verkrampfte sich um seine Klinge, bis Blut zwischen

seinen Fingern hervorquoll. Wenn er der jungen Frau schon nicht die Schmerzen ersparen konnte, konnte er wenigstens an ihnen teilhaben.

Die Schreie des Mädchens waren endlich verstummt, doch in seinem Kopf hallten sie weiter nach und riefen ihm auf schmerzliche Weise Lucys zweiten Tod in Erinnerung. Seward hatte das Seinige dazu beigetragen, dass sie noch einmal hatte sterben müssen. Ihm stand noch alles vor Augen, als sei es erst gestern geschehen: der Zorn, den er angesichts der Schändung des Grabes seiner Geliebten empfunden hatte, und seine Bestürzung, als er feststellte, dass ihr Leichnam noch warm und rosig war, augenscheinlich von Leben erfüllt; sein Entsetzen, als Arthur ihr den Pflock ins Herz getrieben hatte, und die markerschütternden Schreie der Kreatur, die aussah wie Lucy; und die Tränen, die er lautlos vergossen hatte, als er dem Ungeheuer Knoblauch in den Mund gestopft und seinen Bleisarg für immer verlötet hatte. Und doch war keine dieser Empfindungen so beschämend wie das Gefühl, das er all die Jahre unterdrückt hatte – die heimliche Befriedigung darüber, dass Arthur Lucy verloren hatte. Wenn Seward sie nicht bekommen konnte, dann sollte sie wenigstens niemand sonst haben. Es war eine entsetzliche Empfindung, und er hatte die Finsternis, die seit den fürchterlichen Ereignissen in Whitby sein Leben heimsuchte, mehr als verdient. Dass er diese letzte Mission auf sich nahm, war ein Akt der Reue.

Um ihn herum war es plötzlich totenstill geworden. In dem Ballsaal unter ihm hatte die junge Frau vor Schmerzen das

Bewusstsein verloren. Ihre Brust hob und senkte sich, also war sie noch nicht tot. Die Báthory warf wütend die Peitsche beiseite, so verärgert wie eine Katze, wenn die Maus nicht mehr mit ihr spielen wollte, nachdem sie ihr das Genick gebrochen hatte. Seward spürte, dass seine Wangen feucht waren, und als er die Finger an sein Gesicht hob, wurde ihm bewusst, dass er weinte.

„Richtet mein Bad!“, befahl die Gräfin.

Die Frauen in Weiß zerrten das Mädchen eine Metallschiene an der Decke entlang und beförderten es so in ein anderes Zimmer. Die Báthory drehte sich um und folgte ihnen. Dabei trat sie absichtlich auf das Goldkruzifix und zermalmte es unter ihrer Ferse. Zufrieden setzte sie ihren Weg in das benachbarte Zimmer fort, wobei sie noch im Gehen ihre Kleider auszog und von sich warf.

Seward beugte sich über die Brüstung, um zu sehen, ob er zu einem Fenster gelangen konnte, durch das er sie weiter im Blick behalten konnte. Der Regen hatte nachgelassen – er würde Sewards Schritte auf den Tonschindeln nicht mehr übertönen. Langsam und vorsichtig arbeitete er sich zum nächsten Fenster vor und spähte hindurch. Die Schiene des Flaschenzugs endete direkt über einem Bad im römischen Stil. Dutzende von Kerzen tauchten den Raum in helles Licht, während die Gräfin langsam aus ihren Hosen schlüpfte. Zum ersten Mal konnte Seward sie deutlich sehen – und sie hatte nicht ein Kleidungsstück mehr am Leib. Sie glich in keiner Weise jenen Huren, mit denen er sich in den Hinterzimmern der Freudenhäuser im Londoner

Stadtteil Camden so manches Mal getroffen hatte. Die üppigen Rundungen ihres Körpers, die so weiß und glatt waren wie Porzellan, hätten die meisten Beobachter so sehr abgelenkt, dass ihnen die berechnende Grausamkeit in ihren Augen nicht aufgefallen wäre. Seward ließ sich jedoch nicht täuschen. Er sah diesen Blick nicht zum ersten Mal.

Allerdings hatte nichts in der trostlosen Vergangenheit des Arztes ihn auf das makabre Geschehen vorbereitet, dessen Zeuge er nun wurde. Die junge Frau, deren Kehle sich ein mit-leiderregendes Röcheln entrang, baumelte über dem Rand der leeren Wanne. Die Báthory stand auf den Mosaikfliesen, die Arme ausgestreckt, den Kopf in den Nacken gelegt – in ihrer ganzen nackten Pracht. Sie drehte die Handflächen nach oben. Im selben Moment schlitzte die dunkelhaarige Frau in Weiß mit dem Fingernagel dem Mädchen die Kehle auf und schob es das letzte Stück weiter, sodass es nun direkt über der Gräfin hing. Die spitzen Zähne der Báthory blitzten auf, als sie den Mund öffnete und bebend in dem Blutregen badete.

Verflucht sollen sie alle sein! Sewards Gedanken überschlugen sich, als er nach der kleinen Armbrust im Geheimfach seiner Arzttasche griff und einen Bolzen mit einer Silberspitze einlegte. Sollte diese überstürzte Entscheidung seinen Tod bedeuten, so sei es. Besser er starb, als dass diese Perversion noch länger ihren Lauf nahm.

Seward zielte mit der Armbrust zwischen den schmiedeeisernen Gitterstäben hindurch und nahm die Báthory ins Visier. In dem Moment erregte etwas seine Aufmerksamkeit.

Seine Augen weiteten sich vor Schreck. Auf einem Tisch neben dem Fenster lag ein großes Werbeplakat. Es schien ein unheimliches Leuchten auszustrahlen, als sei es in Mondlicht getaucht. In übergroßen Buchstaben stand da:

William Shakespeare
„Leben und Tod von König Richard III.“
7. März 1912
Théâtre de l'Odéon
rue de vaugirard 18
Téléf. 811.42
8 heures
Paris France

In der Hauptrolle
der rumänische Schauspieler
Basarab

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, ohne an die Neigung des Daches zu denken. Unter seinem Fuß brach eine Schindel, geriet ins Rutschen und zerbarst auf dem gepflasterten Weg unter ihm. Seward erstarrte.

Als die blonde Frau in Weiß das Geräusch vor dem Haus hörte, fuhr sie herum. Ohne zu zögern, stürzte sie zur Tür hinaus, und ihre seelenlosen Augen suchten den Horizont nach irgendeinem Lebenszeichen ab. Als sie niemanden sah, schlich sie sich zu der

Seite des Hauses hinüber, von wo sie das Geräusch gehört hatte, wobei sie sich dicht an der Hauswand hielt. Wieder blieb ihre Suche erfolglos, und sie wollte schon in die Villa zurückkehren, als ihr Blick auf eine Dachschildel fiel, die auf dem Pflaster zerschellt war. An einer Tonscherbe klebte Blut. Menschenblut. Der stechende Geruch war unverkennbar. Gierig hob sie die Scherbe auf, leckte sie ab – und spuckte das Blut angewidert aus. Es war mit Chemikalien verunreinigt.

Mit schlangengleicher Gewandtheit glitt sie die Wand empor, um die Villa genauer in Augenschein zu nehmen. Auf einem Dachvorsprung entdeckte sie ein blutverschmiertes Silbermesser, direkt unter einem Fenster. Nur ein sehr unerfahrener Vampirjäger wäre so naiv, eine Silberklinge bei sich zu tragen.

Doch die Frau in Weiß begriff, dass ihre Herrin nicht länger sicher war. Sie mussten Marseille noch in dieser Nacht verlassen. Geschwind huschte sie ins Haus zurück.

Seward war sich darüber im Klaren, dass die Báthory und ihre Todesfeen nicht in Marseille bleiben würden. Mit großer Wahrscheinlichkeit würden sie nach Paris fliehen, und wenn sie sich erst einmal in der Luft befanden, konnten die Toten unglaublich schnell weite Strecken zurücklegen. Dank des Plakats, das er gesehen hatte, war der Vorteil jedoch erneut auf seiner Seite. Er wusste, was sie vorhatten. Gräfin Báthory und ihre Gefährtinnen würden morgen Abend das Theater besuchen.

Er gestattete sich ein grimmiges Lächeln. *Und dort wird der Kampf stattfinden.*

DIE NEUEN HARDCOVER BEI LYX



Ab Oktober 2009
im Handel!

www.egmont-lyx.de

EGMONT



LYX
EGMONT

Verlagsgesellschaften

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit die Vampirjäger um Professor van Helsing den gefürchteten Dracula zur Strecke brachten. Doch der Friede ist trügerisch. In London geschehen unheimliche Dinge. Irgendjemand scheint es auf diejenigen abgesehen zu haben, die damals an der Vernichtung des dunklen Grafen mitwirkten. Könnte es sein, dass der legendäre Dracula noch unter den Lebenden weilt?

*»Einer der besten Fortsetzungsromane, die ich gelesen habe.
Ich konnte ihn nicht mehr aus der Hand legen!«*

Steve Guynn/Buchhändler Sherlock's Book Emporium
(Exklusiver Vorableser aus Tennessee, USA)



**Ab Oktober 2009 im
Buchhandel erhältlich!**

Deutschsprachige Erstausgabe bei LYX
verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH
Gertrudenstraße 30-36 • 50667 Köln

© 2009 Dacre Stoker and Ian Zisholtz
© der deutschsprachigen Ausgabe 2009
bei EGMONT Verlagsgesellschaften mbH
Alle Rechte vorbehalten.

Ins Deutsche übertragen von: Hannes Riffel
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: © HildenDesign
unter Verwendung mehrerer Motive von Shutterstock

ca. 600 Seiten • € 19,95 [D]
ISBN 978-3-8025-8220-2

www.egmont-lyx.de